genkümliche Schnauben und Brausen der Tiere. Die letzten wenigen Meter bis zum Ufer wurden behutsam auf allen Vieren zurückgelegt. Durch einen dicken Baumstamm verdeckt, kniete ich nieder. Die über 200 Meter breite Wasserfläche des ziemlich tiefen Flußarmes konnte ich nun bis zum portugiesischen Ufer gut überschauen. Die ungeschlachten Köpfe von 8 bis 10 Flußpferden hoben sich deutlich ab. Sie hatten von meinem Kommen offenbar nichts gemerkt. Ich konnte daher von meinem Versteck aus die friedlich auf und nieder schwimmenden großen Tiere in aller Ruhe beobachten. Zwei von ihnen waren Weibchen, sie hatten ihre Jungen bei sich, die rittlings auf der Oberseite des kurzen Halses hafteten.

Mit meinem guten Doppelfernrohr suchte ich nun das gegenüber liegende portugiesische Ufer ab. Der flache sandige Strand ging allmählich in einen lichten, mit Unterbusch durchsetzten Trockenwald über. Auf einer der vorgelagerten Sandbänke schliefen oder sonnten sich vier erwachsene Flußpferde, die aus der Entfernung wie große, gelblich-braune Hügel aussahen. Zwei dieser unförmlichen Kolosse hatten den riesigen Rachen aufgesperrt und ließen anscheinend mit großem Behagen die Sonne hineinscheinen. Mehrere Vögel, darunter ein Kuhreiher und einige Regenvögel, spazierten, bezw rannten ohne Scheu um sie herum, ja sogar auf dem Rücken der Flußriesen entlang, wo sie eifrig pickten. Auf derselben Sandbank, nur wenige Meter von den Flußpferden entfernt, sonnte sich ein mächtiges Krokodil. Der verhältnismäßig lange Ruderschwanz des Riesenreptils lag noch halb im Wasser.

Als ich mich an dem friedlichen und selten schönen Bilde satt gesehen hatte, nahm ich einen großen Bullen, der immer besonders hoch aus dem Wasser tauchte, aufs Korn und zielte kniend unter Anlehnung an den Baumstamm, direkt auf das Auge. Das Geschoß traf unter klatschendem Aufschlag sein Ziel. Die Wirkung des Schusses auf die nichts ahnenden Tiere war ganz außerordentlich. Der tödlich getroffene Flußpferdbulle drehte sich mehrmals wie ein Kreisel um seine eigene Achse. Dann schnellte er die Hinterbeine überaus heftig zurück und schoß in mehreren Sätzen vorwärts. Darauf vollführte er noch einen salto mortale und schließlich verschwand er in der Tiefe. Nur das von dem starken Blutverlust rot gefärbte Wasser zeigte für einige Augenblicke die Stelle des Untertauchens. Die übrigen Dickhäuter gerieten durch den Schuß in größte Aufregung. Unter gewaltigem Rauschen und Pusten, Plumpsen und Brüllen verschwanden sie im Wasser und tauchten erst am anderen Ufer — aber nur mit dem vorderen Teil der unförmlichen Schnauze — wieder auf. Die vier auf der Sandbank liegenden Tiere sprangen urplötzlich auf und sausten mit einer Schnelligkeit, die man diesen plumpen Kolossen wahrlich nicht zugetraut hätte, kopfüber in das aufgepeitschte Wasser. Etwas 30 Meter links von meinem Standort stürzten drei weitere Ungeheuer, die wohl auf der Insel geschlafen hatten, in mächtigen Sätzen hintereinander von dem vier Meter hohen Ufer in den hoch aufspritzenden Fluß. Die ganze Wasserfläche geriet durch die Riesen in Aufruhr und warf hohe Wellen.

Erst allmählich trat wieder Ruhe ein. Noch einmal feuerte ich auf einen der Dickhäuter, der sich mit seinem Schädel etwas höher aus dem Wasser heraus gewagt hatte und nach allen Seiten hin Umschau hielt. Das Geschoß traf zwischen Auge und Ohr und war, wie wir später feststellen konnten, in das Gehirn eingedrungen. Das tödlich verwundete Tier überschlug sich mit dem plumpen, schweren Kopf nach rückwärts und verschwand in der Tiefe. Dabei wurden für Augenblicke die kurzen, dicken Beine und der ballonartige, hellfarbige Teil des unteren Riesenleibes sichtbar.

Nach etwa anderthalb Stunden wurde der zuerst erlegte Bulle von einem der Eingeborenenführer gesichtet. Das Tier war an einem kleinen Felsen mitten im Flußarm angetrieben, und zwar mit dem Schädel nach unten, so daß man nur die kurzen vier Säulen und den kugelrunden Unterteil des Bauches sehen konnte. Ich ließ nun einen Einbaum holen, der auch bald an der Ostspitze der Insel mitten im Flußarm auftauchte. Als das Boot sich dem kleinen Felsen näherte, drehte es plötzlich bei und steuerte geradewegs auf das portugiesische Ufer zu, das die drei Mann starke Besatzung, anscheinend in höchster Angst, durch fieberhaftes Paddeln eiligst zu erreichen suchte. In der Nähe des flachen Strandes sprangen die Leute wie besessen ins Wasser und rannten, das Boot im Stich lassend, wild gestikulierend aufs Trockene. Im nächsten Augenblick erhob sich, ein riesiges Flußpferd aus dem Wasser, stürzte mit weit geöffnetem Rachen auf den treibenden Einbaum los, faßte ihn mit seinen fürchterlichen Kinnladen und riß ihn in blinder Wut auseinander. Erst als das Boot zertrümmert am Strande lag, ließ das Untier von ihm ab. Nun wurde ein anderer Einbaum gebracht, in dem ich mit schußbereitem Gewehr neben zwei Eingeborenen Platz nahm. Unter vorsichtigem Staken am südöstlichen Ufer entlang erreichten wir ohne Unfall das angetriebene Flußpferd. Schnell wurde über einen der vier aus dem Wasser ragenden Säulen des Bullen eine Schlinge geworfen und dann der Koloß mit vereinten Kräften auf den flachen Strand gezogen. Nun tauchten auch schon von allen Seiten aus dem Busch die Eingeborenen mit Aexten und Messern auf, um ein möglichst großes Stück von dem so heiß begehrten Fleisch zu erhaschen. Kaum eine halbe Stunde später war das Riesentier wirklich restlos zerlegt.

Das zweite getötete Tier, ebenfalls ein prächtiger Bulle, fanden wir erst gegen Abend. Es war etwa einen Kilometer stromabwärts an einer Sandbank angetrieben. Am gleichen Abend schmorte oder röstete sein in langen Streifen geschnittenes Fleisch über riesigen Holzfeuern, die von den fröhlich schwatzenden und schmatzenden Negern beiderlei Geschlechts mit seltener Emsigkeit unterhalten wurden.

Am Ausguck

Ein italienischer Naturschutzpark.

Das frühere königliche Jagdgebiet im Bergmassiv des Gran Paradiso wurde vor einiger Zeit mit allen Almen, Senn-, Jagd- und Schutzhütten im Gesamtumfange von 56 000 Hektar vom König von Italien dem Staate zum Geschenk gemacht. Dieser soll daraus einen Naturschutzpark schaffen, um so vor allem dem mit dem Aussterben bedrohten Steinbock eine sichere Zuflucht zu gewährleisten. Die untere Grenze dieses Tierschutzgebietes liegt bei etwa 1100 Metern, die Spitze des Gran Paradiso-Gletschers stellt mit 4062 Metern die höchste Erhebung dar. Gut gepflegte Nadelholzwälder, besonders Edel- und Weißtannen, Lärchen und Arven, ziehen sich bis zu 2200 Metern hinauf. Ihnen folgen üppige Bergwiesen, dann Felsgebiet, Schneefelder und Gletscher. Etwa 50 Jagd- und Forstbeamte führen die Aufsicht über das herrliche Gelände. Der Wildbestand beträgt z. Zt. etwa 2500 Steinböcke und 1000 Gemsen, dazu kommen zahlreiche Murmeltiere, Schneehasen, Birk- und Schneehühner, Füchse, Iltisse, Marder, Wiesel und Hermeline. Endlich gibt es auch noch verschiedene Adlerhorste und solche von Lämmergeiern. Auch die Pflanzenwelt weist zahlreiche, anderswo nicht mehr auftretende Arten auf, so daß diesem Naturschutzpark in der Tat besondere Bedeutung zukommt. In Italien war es bisher um die Pflege der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt recht mangelhaft bestellt. Um so erfreulicher ist es, daß man auch hier jetzt dem Beispiele anderer Länder folgt und durch Schaffung dieses alpinen Naturschutzparkes selten werdende Tiere und Pflanzen der Nachwelt erhält.

Das Paradies der Generale.

In Nicaragua ist eine wirkliche Revolution der Geister ausgebrochen, denn der Kongreß hat soeben eine Regierungsvorlage über die Berufung einer Anzahl neuer Generale zu Fall gebracht mit der auffallenden Begründung, daß für neue Generale in Nicaragua kein Bedarf sei. Das bedeutet einen ganz außergewöhnlichen Vorgang für Mittelamerika; denn hier ist eigentlich jeder einigermaßen über gute Beziehungen verfügende Mann im bunten Rock auch ein General. Das gilt für Nicaragua nicht nur, sondern auch für alle mittelamerikanische Staaten, und selbst Mexiko und die nahe dem Aequator liegenden südamerikanischen Staaten können sich über den Mangel an Generalen nicht beklagen. Einige dieser Staaten leiden stark unter den Generalsgehältern. Die meisten aber zahlen auch für Generale nur noch ein geringes Gehalt und tragen ihnen sogar die Beschaffung der goldstrotzenden Dienstuniformen aus eigenen Mitteln auf. Dennoch ist der Rang immer noch stark begehrt geblieben. Welche Offiziersfrau dort ließe sich nicht gern „Frau Generalin“ oder „Exzellenz“ titulieren! Selbst das so aufgeklärte Mexiko hat bei einem Papierheer von 64 000 Mann nicht weniger als 9004 Offiziere, von denen mindestens 400 Generale sind. Von den „Gemeinen“ stehen aber tatsächlich höchstens 20 000 unter der Fahne, so daß sich je fünfzig Mann schon eines Generals erfreuen. Das wahre Paradies der Generale ist aber Haiti. Hier gibt es überhaupt mehr Offiziere als Gemeine und Unteroffiziere, und die Mehrzahl der Offiziere steht wiederum im Generalsrang.

Die alten Stöcker.

Goethe war ja nicht nur der Dichter von „Wilhelm Meister“, er hatte auch noch einen kleinen Nebenberuf als weimaranischer Minister. Da hielt er auf Ordnung und Etikette.

Eines Tages trat sporenklirrend, a la mode gekleidet, ein neuer Referendar in sein Kabinett. Goethe blickte ihn erstaunt an, sagte dann aber süß: „Ach, Herr Referendar, reiten Sie doch bitte eben mal rauf in die Registratur und lassen Sie sich die Akten in Sachen Stöcker geben.“

Goethe hat den Referendar nie wieder gesehen.

Die Petroleumquelle im Kirchenschiff.

Als die Spanier im sechzehnten Jahrhundert in Mexiko ihre ersten Kirchen bauten, hatte die Welt noch recht wenig Interesse für das Erdöl. Deshalb kam auch der Gründer einer der größten Kathedralen des Landes nicht auf den Einfall, den Grund, auf dem er seine Kirche errichten ließ, erst nach Petroleum untersuchen zu lassen. Die heutigen Mexikaner sind praktischer, und kürzlich entdeckte eine Erdölgesellschaft, daß der Dom auf einem großen Petroleumlager steht. Sie wandte sich sofort an die Regierung und legte dieser dar, daß es angesichts der augenblicklichen Finanzlage des Landes unverantwortlich sei, einen derartigen Bodenschatz ungenutzt zu lassen. Die Behörde machte sich diese Ansicht zu eigen und gab der Gesellschaft die Erlaubnis, ein Bohrloch im Kirchenschiff selbst zu versenken. Auch die Kirchenbehörden sollen ihr Einverständnis mit dem Plan erklärt haben unter der Bedingung, daß die Arbeiten den Gottesdienst in keiner Weise stören. So wird in kürzester Zeit eine der größten mexikanischen Kirchen als Zeichen moderner Anschauungen eine Erdölquelle bergen. Zweifellos hätten die alten Hebräer aus dieser Geschichte, wäre sie vor drei Jahrtausenden passiert, eine zweite Legende vom Goldenen Kalb gebildet.

Die Burg der Bettler.

In der Nähe der alten mongolischen Handelsstadt Kalgan — „das rote Kalgan“ heißt diese unruhige Grenzstadt zwischen China und der Sowjetunion heute — erhebt sich auf einem mäßigen Hügel eine Ruine, die von lauter Straßenbettlern bewohnt wird. Ein skandinavischer Geschäftsreisender geriet zufällig in diese „Burg der Bettler“ hinein und erfuhr dort Näheres über das Leben ihrer seltsamen Bewohner. Nach Einbruch der Dunkelheit versammeln sich sämtliche Bettler der weiteren Umgegend von Kalgan in dieser Ruine. Es sind meist phantastische, ja, zuweilen grauenhafte Gestalten darunter, verstümmelte Greise, Blinde, Lahme, mit Geschwüren bedeckte Kranke, die sich dort zusammenfinden. Sie gehorchen alle einem jährlich erwählten „Bettlerkönig“ und bilden miteinander eine gut organisierte Gilde. Jeder Kaufmann in Kalgan hat ihr einenmonatlich genau festgesetzten Beitrag zum Unterhalt ihrer Mitglieder zu entrichten. Unterläßt er es, so bestraft ihn der Bettlerkönig dadurch, daß er den ältesten und kränksten seiner „Untertanen“ an der Schwelle dieses hartherzigen Kaufmanns in aller Oeffentlichkeit sterben läßt. Vor einem solchen Todesfall fürchtet sich indessen jeder Kaufmann Kalgans, weil dieser seinen Kredit in der Stadt stark schädigt, und bleibt deshalb der Bettlerburg seinen Obolus nicht schuldig. Es ist dies eine orientalische Arbeitslosenunterstützung, wie sie origineller wohl kaum gedacht werden kann.

Ein eigenartiger „Abbau“.

Es kommt häufiger vor, daß Gebäude auf Abbruch verkauft werden, daß jedoch ein Haus auf Abruch gestohlen wird, kann man wohl als große Seltenheit bezeichnen. Ein solcher Fall ereignete sich kürzlich in Marseille. Dort hatte sich Frau Eugenie Dachot nach langem vergeblichen Drängen des Magistrats endlich dazu entschlossen, ein ihr gehöriges baufälliges Haus abreißen zu lassen. Sie beauftragte eine Baufirma damit und behielt sich dabei den Erlös aus dem Altmaterial vor. Ehe der Abbruch beginnen sollte, reiste sie noch einige Tage nach Paris zu ihren Kindern. Als sie nach ihrer Rückkehr von dem alten Gebäude Abschied nehmen wollte, war dies verschwunden. Die Baufirma wußte von nichts; etwas mehr brachte die schnell benachrichtigte Polizei in Erfahrung. Eine Diebesbande, die von dem beabsichtigten Abbruch Wind bekommen hatte, war eines Tages, mit dem nötigen Gerät versehen, erschienen und hatte in aller Oeffentlichkeit das zweistöckige Haus bis auf die Grundmauern abgerissen. Das Altmaterial wurde für 12 000 Francs verkauft. In drei Tagen war die ganze Arbeit vollbracht.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 30 — Mittwoch, 14. August — 1929

Für drei Tage durchs östliche Sauerland und Waldeck

Die großen Ferien sollen Erholungstage sein. Gesunde Menschenkinder bedürfen dazu nicht nur der Ausspannung schlechthin, sondern auch neuer, lange haftender Eindrücke, die restlos und ungewässert allein die Natur zu bieten vermag. Nichts jedoch vermag uns stärkere Eindrücke, größeren Genuß und bessere Festigung der Gesundheit zu hinterlassen, als eine Wanderung durch deutsches Land. Unsere Heimat, ob nah, ob fern, ist so schön, daß selbst, wenn unser Leben eine einzige Wanderung wäre, wir nicht alle Schönheiten auszukosten vermöchten. Was uns die Zeit, die Umstände und der nervus rerum aber zu kosten erlauben, das sollten wir genießen, ehe es zu spät ist.



Zu den Kleinodien unserer engeren Heimat gehört das Sauerland und das anschließende Waldecker Land. Eine halbe Woche lang wollen wir beider Lust um uns wehen lassen und versuchen, dort Land und Leute lieb zu gewinnen. In der ehemals berühmten Hansastadt Brilon beginnen wir mit Hwstr. 21 des Sauerländischen Gebirgsvereins. Da wir schon 440 Meter hoch sind, ist der erste Teil nicht ermüdend. Nur mäßig steigts bis nahe dem Haltepunkt Gudenhagen, fällt dann wieder ein wenig bis zur Sommerfrische Pulvermühle, um danach bis zum Bauernschüttl mal wieder anzusteigen. Doch nicht lange. Um ins Bremecketal zu gelangen, müssen wir schon wieder hinab, um am Bächlein entlang aufwärts den einsamen Hof Huckesholz (500 Meter) im Anstieg zu gewinnen (1¾ Std.). 20 Minuten dahinter liegt das erste Dorf auf unserer Strecke: Bontkirchen (400 Meter). Im Tal der Itter, bald danach des Dommelbachs, zuletzt auf steilem Waldweg, erklimmen wir den Dommelsattel (625 Meter; 1 Std.). Der Dommel selbst mit 738 Meter Höhe bleibt rechter Hand liegen. Nach 25 Minuten durchqueren wir Dorf Ottlar, um endlich in weiteren 75 Minuten hinter Deisfeld zum Dorf Schweinsbühl (500 Meter) zu gelangen, dem Ziele der Wanderung des 1. Tages.

Ueber Rhena bringt uns Hwstr. 21 in zweistündiger Wanderung bis zur Kreuzung mit Hwstr. 25, auf der wir östlich weiter über Gut Lengefeld in 1 Stunde zur altertümlichen Stadt Corbach mit zahlreichen Sehenswürdigkeiten kommen. Die alte Befestigung, aus einem doppelten Mauerring bestehend, ist noch fast vollständig erhalten. Von einem der beiden Bahnhöfe benutzen wir nun die Bahn bis Waldeck. Wenn wir das hochgelegene Städtchen erreicht haben, suchen wir erst das Schloß auf steilem Berghegel auf, um einen der wundervollsten Ausblicke des ganzen Waldecker Landes, nämlich den auf den vielverschlungenen weiten Edersee (204 Millionen Kubikmeter Stauinhalt) zu genießen. Wir haben nun die Wahl, ob wir vom Fuße der Burg ab mit einem Motorboot den schönen Edersee überqueren oder den Nordrand bewandern wollen, um nach Herzhausen, am Endpunkt der Waldecker Talsperre zu gelangen. Hwstr. 13 wird uns in letzterem Falle treuer Führer sein. In vierstündiger Wanderung, wovon das erste Drittel nach Abstieg vom Schloßberge auf Seerandwege entfällt, kommen wir durch die Orte Niederwerbe, Basdorf und Pöhl. Dann gehts am Hochstein entlang abwärts nach Herzhausen (255 Meter). Hier unterbrechen wir die Wanderung, um sie am 3. Tage fortzusetzen.

Das Stückchen bis Ederbringhausen benutzen wir die Bahn. Wir verfolgen von hier aus in westlicher Richtung Hauptwanderstrecke 6. Ein anstrengender Marsch von fast 7 Stunden liegt vor uns. Ueber Oberorke und das Rammelsloch erreichen wir in 1¾ Std. Dalwigstal, ein winziges Dorf zu Füßen einer Burg. Wir überqueren das Aartal, das bei Eberbringhausen in die Eder mündet, folgen bis Münden der Landstraße, durchwandern Ronninghausen und Berge, um bei Medelon ins Tal der Orke zu kommen (2½ Std.). Letzteres begleiten wir ein Stücklein, wobei wir den steilen Bollerberg (758 Meter) vor uns auftauchen sehen. Wir gehen um den Hang herum, kommen ins Liesetal und endlich nach Züschen im Tal der Ruhne. Die Bahn über Winterbergs Hochebene steht uns für die Heimfahrt zur Verfügung. Wer den kleinen Anstieg nicht scheut und Zeit hat, versäume nicht, den Bollerberg ganz zu ersteigen, da die Aussicht von hier eine der allumfassendsten des ganzen Sauerlandes ist. Mitzunehmen empfiehlt sich die Blätter 4, 5, 9 und 10 der Sauerlandkarte 1 : 50 000 des Sauerland-Verlages zu Iserlohn.

Dort, wo der alte Rhein . . .

von Heinrich Zerkaulen.

Ehe die Wogen des Rheinstromes gegen die Pfeiler der Bonner Rheinbrücke schlagen, dann ist es, als drehten sie sich vorher noch einmal um, um einen leisen Abschiedsgruß zu winken den sieben Bergen und dem Rolandsbogen. Als wüßten sie schon, jetzt ist es aus mit den Rebenhügeln, der Bowle und den ritterlichen Sagen. Nicht weit hinter der Bonner Rheinbrücke wird das Bett des Stromes breiter, die Wolken hängen tiefer, die Luft packt schwerer und die Wellen gehen gemächlicher. Sind schon zu müde geworden, um noch im Takte von Guitarreliedern zu hüpfen aus wimpeigeschmückten Booten. An Stelle luftiger Burgruinen starren hohe Fabrikschlote die Ufer entlang und die Luft hallt schon bedrohlich wieder vom Gehämmer gigantischer Industrie, die dort aufragt als pfeife sie auf alle gepriesene Rheinromantik und poche allein auf den sicheren Bestand ihrer Quadern. Der weite Bogen der Bonner Rheinbrücke aber — schließt hier den Horizont noch einmal so kühn ab, als gelte es, mit einer letzten stolzen Geste zu beweisen, daß mit einer letzten stolzen Geste zu beweisen, daß der Rhein trotz aller Fabriken dennoch der romantischste aller Ströme bleibt. An eben dieser Stelle schlug einst Cäsar schon seine Brücke über den Rhein, wie wir im „De bello Gallico“ auf Quarta mühsam genug übersetzt haben. Und baute sich hier sein Bonnensis als nicht Deutschlands Grenzel“ vorgeschobenes Bollwerk römischer Kriegskunst.

Das Rheinproblem weitet sich zum Weltproblem. Keiner, der diese in sich so abgeschlossene Landschaft kennt, vergißt jemals, daß all diese Täler und Höhen, daß all diese Weinberge, die Burgen und Ruinen, die Brücken und Festungen, die Sagen und Gebräuche, die Kultur und die Ueberlieferung im Tiefsten, Deutschland gehören. Es ist, als habe sich die Geschichte hier selbst ein lebendiges Denkmal gesetzt. Was Deutschland je besessen an hohen Zeichen großer Taten, hier am Rhein hat es irgendwo seinen Niederschlag gefunden. Der Strom selbst scheint wie ein leuchtendes Band die großen Künste durch die Jahrhunderte zu verketten.

Die Häuserchen am Kai in Köln am Rhein stehen verhutzelt da wie alte Großmütterchen, die vom lieben Gott vergessen wurden. Sie leben immer noch und wundern sich. Derweilen ragt über ihre Köpfe brausend ein neues Jahrhundert. Köln will ein deutsches London werden. Breite Ringe legen sich um die Stadt, einer um den anderen. Nur der hohe Dom bleibt wie eine ewige Mahnung Gottes, die Kathedrale des Rheinlandes. Zärtlich in Blumen und Kastanien eingepackt liegt Bonn da, die Stadt der ersten Semester und jungen Stürmer, mit Aennchen, der Lindenwirtin in Godesberg und den ersten Liebschaften. Ein rheinisches Sanssouci kurkölnischer Geistlichkeit. eine liebe, verschwiegene kleine Stadt, adrett und sauber.

„Tu as Beethoven, comme la Greca Homer“, hat Viktor Hugo Deutschland angeredet. In Bonn ließ am 17. Dezember 1770 der kurfürstliche Hofsänger und Gesanglehrer Johann von Beethoven seinen Sohn auf den Namen Ludwig taufen. Dieser Ludwig schrieb einmal an seine Bonner Freunde: „Ich werde die Zeit als eine der glücklichsten meines Lebens betrachten, wo ich Euch wiedersehen und unsern Vater Rhein begrüßen kann.“

Ihn, in der Schönheit dieses Sommers, in der unverwüstlichen ewigen Pracht seiner Landschaft zu begrüßen, ist der Deutschen, die da reisen können, höchste Ehrensache. Den Rhein hinauf, den Rhein hinab, an allen Ecken ladet deutsche Geschichte zur Einkehr ein. Rheinischer Idealismus war immer der Spiegel der deutschen Seele. Aber — sie haben am Rhein die Trikolore gehißt. Sie flatterte auf dem Palais, das als Student einst der Kronprinz des Deutschen Reiches bewohnte. Und tagsüber und spät abends schicken sie Patrouillen den Rhein entlang. Aber die sehen nur auf die Erde und niemals hoch zu den Sternen.

Die alte Festung Ehrenbreitstein ist geschleift, Mainz Garnisonstadt fremder Truppen, das Niederwaldenkmal scheint wie ein vergessenes Märchen aus alten Glückstagen. Und doch lebt alles nur wie hinter Schleiern. Der Vorhang ist gefallen über einen traurigen Aktschluß. Der Vorhang wird tiefer aufgehen über einem Schauplatz der Freiheit und des letzten Sieges.

In Bonn, manchmal tief in der Nacht, wenn der Wind mit den Wellen raunt, wenn der Mond wie ein ewiges Wachtfeuer am Himmel brennt, und wenn die Sieben Berge, von blauen Wolken zugedeckt, zu schlummern scheinen, dann steigt da am alten Zoll wohl einer, der da steht, die Rechte leicht vorgestreckt, heimlich von seinem hohen Sockel herab — der Ernst Moritz Arndt — und lehnt gegen die steinerne Brüstung der hohen Bastion, blickt starr und gläubig in die dunkle Nacht und wartet auf das Morgenrot, das doch endlich kommen muß. Und es ist, als hörte man es durch eherne Lippen ehern sprechen, daß es klingt wie sein Schwur: „Du Rhein, Deutschlands Strom,

Alte Geldsorten und ihre Namen

Von A. Otto-Greiz.

„Ein Heller und ein Batzen,
die waren beide mein,
Der Heller ward zu Wasser,
der Batzen ward zu Wein."

Altes Studentenlied.

Wer aus Groß- oder Urgroßvaters Zeiten her noch eine alte Goldwaage besitzt, mit der man die Goldmünzen nachwog, um sich bei beschnittenen Stücken vor Verlust zu schützen, wird gern etwas Näheres über die den einzelnen Gewichten eingeprägten Münznamen hören. Wer in alten Chroniken oder Akten blättert, stößt auf Geldsorten, die längst verschwunden sind, deren Bezeichnungen wir aber auch in der modernen Literatur hin und wieder begegnen. Noch heute spricht man von Dukatengold, besonders bei Trauringen, um damit den hohen Feingehalt der betreffenden Legierung hervorzuheben. Die früheren Dukaten wiesen je nach der Münzstätte einen Feingehalt von 950, 980 oder 995 : 1000 auf.

Der Name Dukaten kommt von ducatus = Herzogtum. Die ersten Goldmünzen dieser Art ließ 1140 ein italienischer Herzog (duca) — man sagt König Roger II. von Sizilien als Herzog von Apulien — prägen. Ein Dukaten galt ehedem fünf Gulden.

Die Bezeichnung Gulden für eine ehemalige süddeutsche und österreichische Münze im Werte von 1,70 Mark ist eine Abkürzung aus der Gusdin phemmic = der goldene Pfennig; denn der Gulden war zuerst lange Zeit eine Goldmünze. Die in Florenz geprägten Gulden mit dem Wappen der Stadt, der Lilie, trugen die Bezeichnung Florin, die zu dem Kürzungszeichen fl. führte. In Deutschland weit verbreitet waren die Meißner Gulden, die als Währungseinheit beim Umrechnen von Münzsorten auch in nichtsächsischen Ländern gebraucht wurden.

Ein Goldstück im Werte von elf Gulden heißt gleich 18,85 Mark war der Karolin oder Karlin, der seinen Namen dem prägenden Fürsten (Carolus, Karlus) verdankte. 1742 ließ Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz diese Goldmünzen in dem oben angegebenen Wert prägen. Ebenfalls von Münzherrn entliehen ihre Namen der Friedrichsdor (d'or bedeutet Gold), der zuerst 1713 unter Friedrich Wilhelm I. geprägt wurde, Louisdor und Mardor.

Wenn Ebbe im Geldbeutel herrscht, dann sagt man heute wohl noch scherzhaft, daß einem die Zechinen ausgegangen seien. Die Zechine, ebenfalls eine Goldmünze, galt ehedem nach unserem Geld 7,85 Mark, in Neapel aber 14,25 Mark. Der Name ist aus dem italienischen Zecchino, von la zecca, dem Namen des Münzhauses zu Venedig, gebildet, wo diese Goldmünze 1280 zuerst geprägt wurde. La zecca wiederum geht zurück auf das arabische sikka = gleich Prägstock.

Woher die Pistole, ein Goldstück in ursprünglichem Werte von fünf Talern, ihren Namen hat, ist noch nicht geklärt. Auch im Französischen findet sich das Wort. Gottfried August Bürger hat in seinem „Lied vom braven Manne" diese Münzsorte vor dem Vergessenwerden gerettet: „Zweihundert Pistolen sind zugesagt dem, welcher die Rettung der Armen wagt." Ursprünglich war die Pistole eine spanische Goldmünze im Wert einer Viertel Dublone. Die Dublone, ebenfalls in Spanien zu Hause, galt zuletzt 66,07 Mark. Nach der Pistole wurde der Louisdor geprägt.

Die beliebteste Silbermünze bis in die Neuzeit hinein war ohne Zweifel der Taler. Die Wertschätzung dieses Silberstückes kam in allerlei schmückenden Beiwörtern zum Ausdruck: harte Taler, blanke Taler, runde Taler. Auf unseren Dörfern benutzte man als Sparbüchse für sie einen umfangreichen Strumpf, den man im Bettstroh versteckte. Auch nach Einführung der neuen Reichswährung, als deren Basis die Mark gilt, behielt man für die neuen Dreimarkstücke die alte Bezeichnung Taler bei, und jemanden einen Taler als Trinkgeld in die Hand drücken, galt als Zeichen ziemlicher Noblesse. Herzog Sigismund von Oesterreich soll die ersten Silbermünzen von diesem Werte haben schlagen lassen. Damals nannte man sie Dickpfennige. Später erhielten sich nach der Münzstätte Joachimstal in Böhmen, wo sie 1519 erstmalig geprägt wurden, den Namen „Joachimstaler". Joachim ließ man dann weg, und „Taler" blieb. Eine Abart war der große französische Laubtaler, der seit 1726 geprägt wurde und auf der Rückseite einen belaubten Lorbeerzweig trug, dem er die volkstümliche Bezeichnung verdankte. Das Kopfstück war eine Silbermünze, auf die der Kopf des Kaisers geprägt war. Sie galt zwanzig bis vierundzwanzig Kreuzer, und man nannte sie deshalb auch Zwanziger oder Sechsbätzner (= sechs Batzen).

Zu den Silbermünzen zählte ehedem auch der Groschen, dessen Wert zwölf Pfennige oder drei Kreuzer betrug. Als Gröschel bezeichnete man die Dreipfennigstücke. Der Groschen wurde anfänglich in ziemlich kleinem Format, aber sehr dick geprägt. Er erscheint zunächst als denarius grossus (Denar: altrömische Münze, grossus = dick). Aus grossus bildete man volkstümlich Groschen. Mariengroschen wurden um 1468 in Goslar und den Hansastädten geschlagen und trugen das Bild der Jungfrau Maria. Im Gegensatz zu den alten Silbergroschen hießen die nach 1871 geprägten Nickelpfennigstücke lange Zeit Neugroschen.

Der Kreuzer wurde zuerst als Silberpfennig im 13. und im 14. Jahrhundert in Meran und Verona geprägt u. trug ursprünglich das Zeichen des Kreuzes (X), woraus die Abkürzung kr., auch kr. entstand. Er galt vier Pfennig. Eine Münze im Werte von vier Kreuzern nannte man Batzen. Um 1492 zuerst in Bern mit dem Wappen der Stadt, dem Betz (d. i. Bären), geprägt, hießen die Stücke zuerst Betzen, woraus sich Batzen bildete. Die Redensart „das hat einen Batzen Geld gekostet" mag hiermit in Zusammenhang stehen.

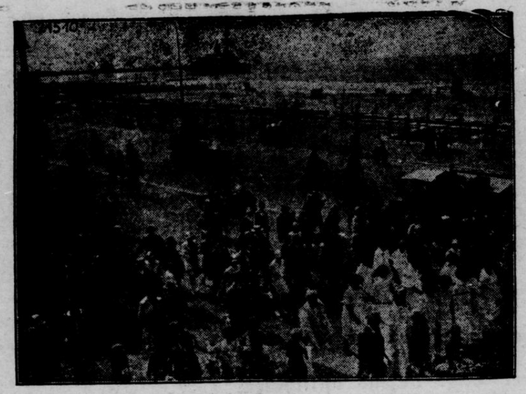
Von all den alten Münzsorten haben wir in die moderne Währung nur eine Bezeichnung übernommen, die für den Pfennig, die kleinste Scheidemünze. Die ältere Form des Wortes ist Pfennig. Sie war bis ins 18. Jahrhundert allgemein gebräuchlich und findet sich auf preußischen Münzen bis zum Jahre 1873. Ursprünglich war der Pfennig ein Silberdenar (daher auch das Kürzungszeichen ₰) und wurde bis in die Neuzeit als Silber- oder Weißpfennig, dann mit Kupferzusatz als Schwarzpfennig und erstmalig 1621 als reine Kupfermünze geprägt. Ueber die Ableitung des Wortes bestehen verschiedene Ansichten. Die einen leiten das Wort von „Pfanne" ab und denken dabei daran, daß der Pfennig ursprünglich nach Art der Brakteaten (Hohlpfennige) auf der einen Seite erhaben, auf der anderen vertieft geprägt wurde. Der Name Pfennig würde dann Pfännigen = Pfännchen bedeuten. Andere leiten das Wort von Pfand ab, also: was zum Pfand gehört. Beide Erklärungen befriedigen nicht; viel eher wird nach Weigand eine alte Entlehnung in dem Worte stecken.

Die kleinste Kupfermünze, der Heller, wurde zuerst in Schwäbisch-Hall im Werte eines halben Pfennigs geprägt und hieß deshalb der haler phenning (um 1260 bis 1270). Unter Beglassung des Wortes Pfennig entstand daraus „der Häller".

Der Stüber, ehedem Stüver genannt, leitet sich ab vom mittelniederdeutschen stuve = Stumpf, Rest, und galt am Niederrhein den sechzigsten Teil des Talers. Der ehemalige römische halbe Stüber (gleich 2,5 Pfennig) führte die Bezeichnung Fettmännchen bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Dieser Name ist eine volkstümliche Umbildung von der im 17. Jahrhundert vorkommenden Benennung Fettmönch, nach dem auf die Münze geprägten Brustschild des wohlgenährten Erzbischofs und Kurfürsten.

Mit Schilling bezeichnet man Münzen verschiedenen Wertes. Das Wort ist abgeleitet vom althochdeutschen scellan = klingen, schallen. Der Name bedeutet also ursprünglich: klingende Münze, weil sie von Gold oder Silber geprägt war und deshalb einen hellen Klang hatte.

—⊃—



Eine Delegation von Zulukaffern ist am Strande in Scheveningen erschienen und erregt dort nicht geringes Aufsehen.



Die Fratellinis im Gefängnis Plötzensee.

Die weltberühmten Brüder Fratellini führten den Insassen der Strafanstalt von Plötzensee ihre unnachahmlichen Künste vor. Die Brüder Fratellini beim Auftreten vor den Insassen der Strafanstalt Plötzensee.

Das „Auge des Orients"

Von Dr. Gerhard Venzmer.

Wir fühlen uns wie eine Handvoll eingesperrter Vögel, denen nach ein paar Tagen unfreiwilliger Haft die Freiheit winkt, als unser Dampfer in den Hafen von Beirut einläuft. In prachtvollen Terrassen zwischen Pinien, Palmen und Cypressen am Berge empor kletternd die Stadt, dahinter in kühn sich türmenden Formen der Libanon: wie ein Riviera-Ort zu Füßen der Seealpen. Wundervoller Sommermorgen, tiefblau Meer und Himmel, weiß die flachdachigen Häuser, leuchtend grün Gärten und Felder, rot die Berge und glitzernd im Schnee die alpenhohen Gipfel . . . Braune Araberfäuste rudern uns im Brandungsboot ans Ufer, nochmals durchbohren uns die Roentgenaugen geschulter Zöllner. Dann sind wir frei.

Der Tagesausflug nach dem „Auge des Orients", wie Julian die Stadt Damaskus nannte, läßt nicht viel Zeit zum Aufenthalt in Beirut übrig. Man versäumt auch nicht viel dabei. Gar zu sehr scheint das Antlitz der vielbesuchten internationalen Hafenstadt schon von westländischer Schminke entstellt. Dennoch erhascht, während das Gewimmel und Geschrei auf der engen Straße wie ein grotesker, zu rasch abgehaspelter Tonfilm vorüber gleitet, das Auge manch drolliges, echt orientalisches Bild: die blinkenden runden Messingbleche der Fes-Aufbügler, die riesigen bunten Flaschen der Limonadenverkäufer, verschleierte Frauen, bärtige Männer mit wallendem, weißem Kopftuch.

Im Nu sind wir aus der Stadt, und schon steigt in zahllosen Windungen und Kehren, zwischen Weingärten und Feldern, zwischen Maulbeerbäumen und Oliven, die Straße zum Gebirge hinan. Zwischen Unendlichkeiten pendelt der Blick: rückwärts in immer umfassenderer Hingabe das Meer, tüftig den blauen Leib in weißen Schleier der Brandungsborde gehüllt; vor uns die turmhohen, eisigen Zinnen des Libanon im Dunst des Morgens verdämmernd. Während der Wagen durch liebliche Villendörfer und Sommerfrischen saust, beneidet man wohl die Bewohner, deren Blick gleichsam zeitlos frühlingshaftes Knospen und herbstliches Vergehen, sommerliche Lebenskraft und winterlichen Schlummer zugleich umfaßt . . . Dann wird die Luft kühler, Felder und Rebenpflanzen weichen nackten, roten Hängen und zerrissenen Felsenbergen. Weltverlorene Drusendörfer und Maronitensiedlungen huschen vorüber, und nicht lange, so streken uns die Bergkämme ihre ersten, weißglitzernden Finger entgegen. Nicht weit von der Straße keucht über Schluchten und durch Tunnels die Eisenbahn. Mit fürchterlichem Gezisch und Gekrache müht sich die Lokomotive ab, die drei Wägelchen den Berg hinan zu ziehen, und mit einem Male spürt man den ersten Hauch von Postkutschenromantik, der sich in unsren Tagen des Automobils allgemach schon über das Dammroß zu senken beginnt. Alles vereint diese Straße: Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit. Da ist auch schon jenes Universal-Verkehrsmittel des Orients, ebenso alt wie konkurrenzlos: die Kamel-Karawane. Wenn ein Auto naht, bleiben die sonderbaren Wüstenschiffe reglos stehen, recken die Hälse und blicken mit unglaublichem Hochmut auf ihren Benzin-Vetter. Was sagt ihr Blick? „Hier habt ihr gut rasen, auf der gepflasterten Straße! Aber wollt ihr nicht bitte mal mit uns in die Wüste kommen? Da könntenwir vielleicht einmal unsere Kräfte messen! Im übrigen, wir können zehn Tage ohne Wasser durch das Sandmeer marschieren! Seid ihr vielleicht imstande, auch nur einen Kilometer ohne Benzin und Wasser zu fahren?"

Sie haben eigentlich ganz recht, die guten Kamele; und sie dürfen ruhig ein bissel hochnäsig sein. Einem Pneumatik kann man nun einmal nicht die Fähigkeiten einer Kamel-Sohle geben, und ich bin nur froh, daß die Höckerträger nicht sehen, wie wir nun gleich darauf in schmalem Schneetunnel, dessen Boden die warmen Strahlen der Höhensonne aufgeweicht haben, im Schlamm stecken bleiben. Aber eine Rotte arabischer Straßenbau-Soldaten macht uns bald wieder flott, und schon sausen wir — rings von himmelhohen Schneeriesen umgeben — von der 1500 Meter hohen Paßhöhe herab der fruchtbaren Hochebene El Bika entgegen, hinter der dräuend ein zweiter mächtiger Gebirgskamm empor steigt: der Antilibanon.

Wiederum ein Ansteigen in Schleifen und Kehren, durch zerklüftete Felsentore und enge Bergpässe, in wildes, nacktes Gebirge hinan: dann sieht das Auge fern aus der sonnenflimmernden Ebene die Kuppeln und Minaretts der unverwüstlichen Stadt auftauchen, deren Geschichte in graueste Vorzeit hinein reicht und die, vor Jahrtausenden von Memphis, Ninive und Babylon unterjocht, alle ihre längst in Schutt und Staub dahin gesunkenen Unterdrücker überdauert hat.

Aus Wüstenei und öder Felsenwildnis wird ein fruchtbares Tal, der schäumende Barada, der „Goldstrom der Alten", gesellt sich dem Wege, und schon nähert sich die Straße zwischen mächtigen Nußbäumen und Pappelalleen, zwischen Obsthainen und Gemüsefeldern, Aeckern und Wiesen der uralten Stadt, deren prangende Gärten dem Araber von jeher als Abglanz des Paradieses galten. Und da sind auch schon die ersten Häuser und Gassen, so bunt, so unglaublich „echt", daß unser Auge nicht weiß, wohin es sich zuerst wenden soll. Ja, das ist das Land von Tausend und einer Nacht, ist der unverfälschte Orient selbst! Auf den menschenwimmelnden Straßen Mohammedaner, Christen und Juden in buntem Durcheinander; Araber, Fellachen, Beduinen und Drusen mit weißem Kopftuch und schwarzem Stirnband. Rote Fesse, wallende Burnusse, schwarz verschleierte Frauen, Derwische und ausätzige Bettler, Hirten in sonderbaren Fellgewändern und Wasserhändler, die den uralten Ziegenschlauch auf dem Rücken tragen. Zu wahrem Chaos steigert sich das Gewimmel von Menschen und Tieren, das Durcheinander von Lärm und Gerüchen in den Gewölbegassen des Bazars. Urformenvon Fabrikation, Handel und Kundenwerbung erschaut der Blick, und wenn man sich anfangs darüber freute, daß man das Damaszener Bazargetriebe noch gerade zur rechten Zeit sehen durfte, bevor es durch 25 Pfennig-Einheitspreis-Läden und Warenhäuser europäischen Stils ersetzt wird, so weiß man nun, daß diese uralte und doch immer wieder junge Handelsweise unausrottbar bestehen wird, so lange es Menschen gibt.

In den offenen Werkstätten, nach Gilden geordnet, die Handwerker: Sattler und Schuster, Schlosser und Weber, Kürschner und Schneider, Bäcker und Metzger, Gold- und Silberschmiede, Schreiner und Drechsler, die noch auf die gleiche altväterische Art das Handwerk üben wie vor Jahrtausenden und dabei bisweilen — ein überraschender Anblick — das Gerät mit den Zehen halten! Wie eine wirbelnde Woge überflutet mich das Geräusch des Verkehrs, Geschrei und Gesuche, das gurgelnde und kullernde Gefeilsche morgenländischen Handels. Der Strom der Menschen trägt mich mit sich fort, und im Gedränge und Geschiebe hat man genug zu tun, um aufzupassen, daß einem nicht plötzlich ein Kamel oder Esel unsanft auf die Füße trete. Uebrigens, diese armen Esel! Wenn man sieht, was alles ihnen aufgepackt wird und wie sich dann schließlich noch ein sauler Kerl auf die Last obendrauf setzt, so wundert man sich wohl, daß die schmalen Läufe nicht unter dem Gewicht zusammenbrechen. Und dann Schläge und Püffe vom Morgen bis zum Abend! Das Grautier macht ein ergebenes Gesicht, und nur, wenn es einmal wiehert, so klingt es, als würde es geschlachtet. Eines weiß ich: Wenn es eine Seelenwanderung gibt, so bin ich mit jeder Inkarnation einverstanden, will meinetwegen als Maikäfer, Riesenschlange oder Faultier wieder geboren werden; nur als Esel im Orient möchte ich nicht ein neues Dasein beginnen!

—⊃—

Das Mutterland der Katzen

Von Dr. Ludw. Franck - Cairo.

Was dem Aegypter unter den geflügelten Hausfreunden die Tauben bedeuten, das sind ihm unter den Vierbeinern in noch höherem Maße die Katzen. Ob nicht auf jedes Haus Cairos eine kommt? Wo sie wirklich fehlt, wird sie durch die doppelte, oft dreifache Zahl bei den anderen ausgeglichen. Und kein Wunder: Aegypten, das warme Sonnenland ist die Heimat, das Mutterland der Katzen; nicht nur der Nordafrikas oder des ganzen Kontinents, die Kinder seiner gezähmten Katze sind, wenn auch erst lange nach ihrer Uebernahme in den Haustierstand, nach Asien und Europa vorgedrungen und haben sich dann mit den Europäern über die ganze Welt verbreitet. Nur der höchste Norden setzte dem Südlandskind eine Grenze.

Doch ihre Beliebtheit in Aegypten, ihre bevorrechtete Stellung in diesem Lande sind ihr nicht durch Klima, Herkunft und Heimat allein geworden, selbst ihr Charakter und Nutzen genügen nicht, um den besonderen Schutz, die Unantastbarkeit des Tieres im heutigen Aegypten zu begründen. Der alte Götterkult im Pharaonenlande, der sie solange als heiliges Tier verehrte, er ist es, der heute noch, wenn auch unbewußt, schützend und schirmend in Anschauung und Denken des Volkes weiterlebt. Und bei den semitischen Völkern, wo der Hund noch keineswegs von dem Makel des Unreinen befreit ist, konnte ihr dieser ihre Vorrechtsstellung nicht schmälern, geschweige denn sie daraus verdrängen. Dazu hat sich die Katze mehr als dieser ihre ursprüngliche Raubnatur und damit größere Selbständigkeit bewahrt und vermag sich in diesem Lande, wo die Müllabfuhr noch nicht nach europäischem Muster verläuft, sogar herrenlos durchzuschlagen.

Auch meine Hauswirtin in Heliopolis besaß wie alle andern ihre Katze, ja sogar einen großen, braunschwarzen Kater mit ansehnlichen Hängebacken. Sein Verhältnis zu der alten Dame war so innig, daß er sie abend für abend von der untersten Stufe der vier Treppen abholte und hinauf in ihr Zimmer geleitete. Doch als mit dem Februar die ägyp[illegible] Sonne wieder steiler über die Dächer [illegible] da war es plötzlich mit der Zuvorkom[illegible] und Häuslichkeit ihres Borax aus. [illegible] und Nachte klangen endlose Liebesjeremaden von Katzen und Katern bis in die obersten Mansarden der sonst so stillen Wüstenstadt. Die dreijährige Kätzin des Schlachters Afifis hatte es Borax angetan. Nach Sonnenuntergang saßen unter dem hohen Eukalyptusbaum an Afifis Gartenecke zwei Kater und vier Katzen im Kreise. Herzzerreißende Liebeslieder erklangen zum gestirnten Nachthimmel. Mit tieferem Miauen trugen die Kater ihre Liebesschwüre vor, worauf die Schönen, obgleich sie doch derowegen hergekommen, mit den langgezogensten „Neain, nie—mals nai—n, nai—n" erwiderten. Als ich auf einem Umweg an denselben Platz zurückkam, waren Borax und Afifis Schöne nicht mehr unter den anderen. Noch zwei Monaten aber sah ich des Schlachters Katze mit zwei reizenden, dunkelgebänderten Babis an derselben Stelle spielen, wo sie sich einst in unseren Kater Borax verliebt hatte.

Auf der Strecke nach Suez liegt nicht weit von Zagazig der Hügel Tel Basta mit dem berühmten Tempel der Göttin Bast. Ihr war im alten Aegypten die Katze geheiligt. Bei der Ausgrabung des Tempels entdeckte man auch den Katzenfriedhof, und die Untersuchungen an den Mumien ergaben, daß die älteren Leichname noch nicht von gezähmten Tieren herrührten, daß sie vielmehr mit der einseitigen Färbung und anderen Merkmalen noch auf die wilde, wohl in Käfigen gehaltene Stammutter, die nubische Falbkatze, hinwiesen. Erst die Mumien aus der 12. und 13. Dynastie mit Vertretern sämtlicher Alterstufen ließen aus der Mannigfaltigkeit ihrer Färbung erkennen, daß um diese Zeit, also 2400 v. Chr., die nubische Wildkatze bereits in den Haustierstand übergeführt war. Der mystische Tierkult Altägyptens hat hier der modernen Biologie hilfreich die Hand gereicht. Bis aber dann die in eine Hauskatze verwandelte Nubierin die außereuropäischen Länder, Asien und Europa eroberte, verstrichen noch fast 3000 Jahre. Erst einige Jahrhunderte n. Chr. wird sie von den Schriftstellern für Griechenland und Italien bestätigt; in schneller Verbreitung hat sie dort das allgemein zum Mäusefang gehaltene Wiesel verdrängt. In Deutschland kam die „von den Heiden Verehrte" erst im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zur Geltung, war aber selbst um diese Zeit noch so selten, daß sie laut alter Urkunden bei der Uebergabe eines Hofes als besonderes Tier mit aufgeführt wurde.

Aegyptens vieltausendjährige Hauskatze, die den verlängten Schwanz und den Sohlenfleck der Falbkatze als Male ihrer Herkunft an sich trägt, ist auch die Stammutter deutscher Hauskatzen, nicht aber, wie so oft angenommen wird, die dickschwänzige, selten gewordene Wildkatze deutscher Wälder.

—⊃—

Auf Flußpferdjagd am Rovuma

Afrikanisches Erlebnis von C. Kellman.

Plön.

In der Niederung am Rovuma, dem Grenzfluß zwischen Deutsch- und Portugiesisch-Afrika, herrschte eine furchtbare Hitze. Unbarmherzig brannten die sengenden Strahlen der Mittagssonne auf meine Trägerkarawane, als sie sich gegen elf Uhr vormittags ihrem Ziele Ssassawara näherte. Der kilometerbreite Fluß der an seinen Ufern von hohen, schattigen Bäumen umsäumt wird, bildet hier mehrere dicht bewaldete Inseln, zwischen denen zahlreiche Flußpferde hausen. Diesen interessanten Dickhäutern wollte ich zu Leibe gehen und wandte mich daher mit zwei eingeborenen Führern dem Flusse zu. Der erste, etwa 150 Meter breite Flußarm zwischen dem Nordufer des Rovuma und der vorgelagerten Insel, enthielt jetzt am Ende der Trockenzeit so wenig Wasser, daß er ohne Boot bequem durchwatet werden konnte. Die etwa zwei Kilometer lange Insel war mit dichtem, von Schlingpflanzen durchsetzten Gestrüpp bewachsen. Ich erklomm das hohe Steilufer auf einem der vielen Pfade welche die schweren Tiere sich bahnen, wenn sie vom Wasser ans Land steigen. Von der anderen Seite der Insel drang ab und zu die tiefe Baßstimme eines Flußpferdes herüber, jenes charakteristische Brüllen, das aus mehrmals hintereinander ausgestoßenen, dumpfen Tönen besteht. Als ich mich durch Schilf und über mannshohem Gras dem Südufer der Insel vorsichtig näherte, vernahm ich auch schon das ei-